Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 1

Artikel: Aus schweizerischer Dichtung

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747811

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus schweizerischer Dichtung.

Wie der Wald still ward.

Von Lisa Wenger.

Vorbemerkung: Wir bringen hier aus Lisa Wengers neuestem Buche, das in ungemein dichterischer Weise die ganze Poesie des Waldes und der darin lebenden Tierwelt zur Darstellung bringt, einige Stellen. Eine nähere Würdigung finden die Leser in der heutigen Bücherschau. Erschienen ist das Werk in vornehmer Ausstattung bei Huber & Cie. in Frauenfeld.

Aus „Die erste Vollmondnacht".

Der Vollmond stand am Himmel. Sein Licht schimmerte über die Gipfel der alten Eichen, der düsteren Tannen und der zierlichen Birken. Es drängte sich durch das dichte Blattwerk, glitt an den Stämmen herunter und floß auf den Waldboden. Dort verbreitete es sich, glitzerte über dem Bächlein, glänzte auf den seidenen Kleidchen der Anemonen und leuchtete in den Augen der Tiere, die über das Moos huschten, oder neugierig aus ihren Löchern hervorkamen.

Da raschelte es, und dort knisterte es, da flatterte ein dunkles Etwas aus den Büschen, und dort wand es sich zwischen Efeu und Erdbeeren: der Wald fing an zu leben, denn die Vollmondnacht brach an!

Die Tiere strömten herbei aus allen Teilen des Waldes. Aus den Felsenlöchern kamen die Nachtvögel, aus den Kronen der Bäume die Sänger. Das Volk der Bienen kam, und die Haufen der arbeitenden Ameisen. Gaukelnd flogen Schmetterlinge herbei, Libellen, Mücken und Fliegen; mühsam krochen die Schnecken daher, und kletterten die Käfer aber die Tausende von Gräsern, Blumen und Kräutern.

Die Wölfe kamen, die Füchse, die Hasen, Marder und Iltisse, und pfeilschnell die Mäuse. Es kletterten die Wildkatzen durch die Äste, und grunzend drängten sich die borstigen Wildschweine zwischen den Stämmen der Birken hindurch.

Und aus seiner Höhle kam gewichtig der Bär geschritten mit seiner Gefährtin. Nie sah man eines ohne das andere. Furchtlos tänzelten neben ihnen Hirsch und Reh; furchtlos kamen Pferd und Hund.

Heute Nacht waren sie alle Brüder; heute Nacht dachte keines an Jagd und Mord, und keines fürchtete sich vor dem andern. Einem Ziel eilten alle zu.

Mitten im Wald wartete der Einsiedel auf die Tiere. Er war

uralt. Kein Tier konnte sich erinnern, ihn jung gesehen zu haben, auch nicht der blinde, weiße Hirsch, der, geführt von seinen stattlichen Söhnen, im großartigen Schmuck seiner Hörner daher kam.

Vor langen Jahren war der Einsiedel in den Wald gekommen und nicht wieder fortgegangen. Die Menschen hatten ihm Böses angetan, und er hatte sich von ihnen gewandt, um bei den Tieren zu bleiben. Er liebte sie und verstand sie. Er hatte schon lange vergessen, daß er nicht ihresgleichen sei, und die Tiere wußten es nicht anders, als daß er zu ihnen gehöre. Den Weisen nannten sie ihn.

Der Einsiedel war klug. Aber er war nicht nur klug, er war weise. Und er war nicht nur weise, er war gerecht. Deshalb war er zum Richter gemacht worden über die Tiere des Waldes. Der Einsiedel kannte alle Dinge, die vergangenen, die gegenwärtigen und die kommenden. Er galt den Tieren als ein Prophet, und sein Wort war Gesetz.

Der Einsiedel wußte von den Tieren der Vorwelt; er kannte die Sagen, die sich von Vater zu Sohn erhalten hatten, und die Sitten und Gebräuche aller Tiere der Erde.

Der Einsiedel konnte erzählen, und indem er erzählte, belehrte er und versuchte den Grund zu legen zum Glück und Frieden der Massen, die leuchtenden Auges den Reden ihres Meisters lauschten.

In jeder Vollmondnacht kamen sie. Wer einen Streit zu schlichten hatte, brachte ihn vor den Weisen. Wer einen Rat brauchte, holte ihn sich in dieser Nacht. Wer unsicher war, welchen Weg er gehen sollte, wer seiner eigenen Wahl nicht traute, wer sich fürchtete vor dem, was die Zukunft ihm bringen möchte, flüchtete in der Vollmondnacht zu dem Weisen. Und er ging nie ohne Trost von ihm.

Der Einsiedel stand vor seiner Höhle unter der Eiche, die noch älter war als er selbst, und blickte über die Menge weg in die Ferne. Sein geistiges Auge sah Vergangenes, sah die Vorfahren der Waldtiere leben, kämpfen und sterben, sah neue Generationen erstehen, und wieder neue, sah es quellen aus Wald und Berg und Tal, Millionen von Tieren, und sah Millionen versinken hinter der grauen, undurchsichtigen Wand. Er sah die Großen von damals kleiner werden und kleiner, kaum Schatten mehr jener Riesengeschöpfe, die sie gewesen. Und in Wehmut schüttelte er sein weißes Haupt.

Eine Chronik hatte der Weise geschrieben, in der die Geschichte der Tiere aufgezeichnet war, wie er sie vernommen hatte von den ältesten im Walde. Jenen aber hatte der Ahne erzählt von den Gefahren und Kämpfen, von Liebe und Haß der Tiere aller Zeiten.

In der Chronik war alles niedergelegt, was wert war, auf die Nachkommen vererbt zu werden. Aus diesem Buch erzählte der Einsiedel den Tieren in der Vollmondnacht.

Aus „Spätherbst“.

Gelbe und braune Blätter fielen und deckten den Erdboden zu. Rote Hagebutten saßen vergnügt auf schwanken Zweigen, und die letzten Insekten summten um die letzten Blumen.

„Nun kommt der Winter“, plauderte das Bienchen zu einem blauen Schmetterling. „Nun kommt unsere gute Zeit! Keine Arbeit mehr und Essen genug! Wird es kalt, so macht man uns einen Mantel von Stroh um unser Haus, und ist der Honig aufgebraucht, so gibt man uns Nahrung, soviel wir wollen! Und du, was geschieht mit dir?“

„Mit mir?“ wiederholte sinnend der Schmetterling. „Ich weiß es nicht. Ich glaube, daß ich sterben muß! Und doch träume ich manchmal davon, daß ich leben werde! Und daß ich schon einmal gelebt habe! Einmal! Früher! Mir ist, als sei ich herumgekrochen auf grünen Blättern, mühsam, langsam, dem Wurme gleich. Dann wieder kommen mir leise Erinnerungen, als ob ich schlafend in enger Hülle gelegen hätte, als sei es dort dunkel gewesen, Nacht!“

„Schwatze nicht so dumm!“ verwies die Biene; „Nacht ist es immer, wenn die Sonne hinter die Berge gefallen ist!“

„Diese Nacht meine ich nicht. Es war immer Nacht damals. Aber ich schlief nicht; ich träumte. Ich träumte von hellem Licht, von Farbe, von warmen Sonnenstrahlen! Und plötzlich war die Nacht zu Ende! Ich weiß nicht, wie es kam!

„Ich wachte auf, und goldenes Sonnenlicht flutete um mich herum, und ich konnte fliegen! Die Blumen riefen: Seht den blauen Schmetterling! Die Libellen kamen und umgaukelten mich; andere Schmetterlinge spielten mit mir; ich war leicht wie eine Flocke geworden und flog hinauf zur Sonne!“

„Hast du Honig gesammelt?“ frug die Biene.

„Honig? Wozu?“

„Nun, um im Winter leben zu können!“ rief die Biene.

„Ich weiß nicht, was der Winter ist! Ich will es auch nicht wissen! Ich will leben und glücklich sein! Ich lebe und freue mich, daß ich lebe! Ich lebe und will immer leben!“ Schimmernd flog der Schmetterling davon. Als wäre ein blauer Funke vom Himmel gefallen, glänzte es über den Blumen.

„Ein leichtsinniges Geschöpf“, sagte die Biene zu der roten Schnecke, die einen Augenblick unter den dürren Blättern hervorgekrochen war.

„Leichtsinnig, das ist er; aber ich weiß nicht, es muß doch schön sein, so davonzufliegen!“

„Ich fliege auch; aber nebenbei sammle ich Honig“, sagte selbstbewußt die Biene.

„Freilich, freilich, und das ist ja auch das Beste und Praktischste! Aber ich! Ich muß immer nur so dahinkriechen, immer und immer! Das verleidet einem manchmal wirklich.“

„Das glaube ich dir“, rief die Biene im Wegfliegen. Bei sich aber dachte sie, daß eine Schnecke zum Kriechen da sei.

„Das fehlte noch, daß alle fliegen wollten!“

„Mir ist es gerade recht, daß du fliegen kannst!“ lachte ein Spatz und verschluckte die Fleißige. Die Schnecke aber hatte zugesehen.

„Ich hätte es nicht geglaubt, daß das Kriechenmüssen auch zu etwas gut ist“, sagte sie und verschwand zufrieden und eilig unter ihrem Laub, um bis zum Frühjahr nicht wieder hervorzukommen.

Beiträge zur neueren schweizerischen Literaturgeschichte.

III. Fritz Marti.

Es gibt Stunden im Leben, langsam in verdämmerndem Schweigen dahinschleichende Stunden, wo der menschliche Geist wie in dumpfen Banden daliegt, wo er schwere Ketten an den Füßen den Flug nach fernen Sonnenhöhen vergessen zu haben scheint, vergessen ein Sieger und Herrscher zu sein im Königreich seiner Seele und jubelnden Mutes hinwegzublicken über die Größe der Welt und alle Weiten des Himmels. Wie in halbem Schlafe sitzt er da und starrt versonnen auf die Gedanken, die sich mit abgebrochenen Spitzen und müden, schläfrigen Bewegungen in langer Reihe heranschleppen und in verblaßten Farben und verschwommenen Linien Bild um Bild und Traum um Traum vor ihn hinmalen, denen er dann nachsinnt wie der Königssohn der Sage dem Wort der toten Helge, ohne dunklem Sinn Deutung geben zu können. Alles ist nur halb, wie von einem feinen Nebel umhüllt; in halben